

„Ich bin mein Geld wert“

Anmerkungen des CDU-Landesvorsitzenden Norbert Blüm zur Parteienkritik von R. v. Weizsäcker

Hau den Lukas gehört noch immer zu den beliebtesten Kirmes-Kraftmeisern. Böse Geister sollen in manchen Naturreligionen durch Besucken eines Fetisches gebannt werden.

So primitiv sind wir nicht. Doch bei uns gehört die allgemeine Politikerbeschimpfung inzwischen zum amüsanten Zeitvertreib. Und selbst wenn auf einer Party die Stimmung in Langeweile zu kippen droht, Reden über Politiker hält wach und gibt dem Small talk wieder Stoff für schöne sektglasbewaffnete Süffisanz.

Warum auch nicht? Schließlich hat die Demokratie auch einen unbestreitbaren Unterhaltungswert. Attacke, Konfrontation, Konflikt gehören zum demokratischen Geschäft. Denn Macht wird mit der Zustimmung der Wähler gewonnen und nicht von Gottes Gnaden verliehen — Gott sei Dank!

Ich bin eins von den Objekten der allgemeinen Volksbelustigung: ein Politiker. Ich beschwere mich nicht. Meinen Job habe ich mir selber ausgesucht. Aber ich entschuldige mich nicht, Politiker, gar Berufspolitiker zu sein. „Bitte, bitte, soll nie wieder vorkommen!“ Nein, das passiert mir nicht. Mit Demutsgesten kann ich nicht dienen.

Ich bin mein Geld wert. Ich würde es auch für weniger machen. Aber warum denn? So nützlich wie jeder Sparkassendirektor und mittelmäßiger Bundesligafußballspieler bin ich auch.

Meine Normalschicht endet in der Regel mit der üblichen Spätschicht, und viel später als die Frühschicht beginne ich auch nicht. Meine 35-Stunden-Woche erreiche ich gewöhnlich zwischen Dienstag und Mittwoch. Ich schätze die 35-Stunden-Woche so sehr, daß ich bequem zwei von der Sorte in einer Woche unterbringe.

Warum soll ich dem Gemüseman dankbar sein, daß ich mit seinem Geld meinen Salat bei ihm kaufe? Er erhält sein Geld vom Kunden, ich vom Steuerzahler. Der ist mein Kunde. Und wenn unseren Kunden die Ware nicht mehr gefällt, verliert der Gemüseman sein Geschäft und ich mein Amt. So einfach ist es.

Nein, beim besten Willen, die neudeutsche Erwartung zur kratzfüßigen politischen Unterwürfigkeit kann ich nicht erfüllen. „Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden“, wußte schon Nietzsche. Und der verstand etwas von Heuchelei.

Ich gehöre sogar einer Partei an. Gott sei bei uns. Denn immer, wenn es schwierig wird, erfaßt die deutsche Seele eine wabrigte Sehnsucht nach parteiloser Neutralität. Auch Kaiser Wilhelm kannte dann keine Parteien mehr — sie waren ihm sowieso ein Graus —, sondern nur noch Deutsche. Obwohl doch unter Menschheitsperspektive auch die Deutschen nur „Partei“ waren. Es gibt ihn leider nicht, den parteilosen Standpunkt. Nur der

liebe Gott hat sich von dieser Beschränkung frei gemacht. Wir sind immer an einen Standort gebunden und sehen alles durch eine Perspektive beschränkt. Wir sind deshalb immer Partei, allein oder im Haufen.

Parteien bündeln die Meinungsvielfalt, ermöglichen den Wettbewerb der Alternativen, sind lebenswichtig für die Demokratie. Und diese Parteien sind nun zum Brennpunkt der Politikerverachtung geworden. Sicher, sie sind zu fett geworden, die Parteien nehmen sich zu wichtig, haben sich eingeegelt. Aber so schlimm, wie sie gemacht werden, sind sie auch wieder nicht.

Unsere Bundesrepublik wäre ohne Parteien nicht zu dem geworden, was sie ist — ein freiheitlicher und sozialer Rechtsstaat. Freilich, die Bundesrepublik ist kein Prachtbau, hat auch vergessene Kammern und ungastliche Räume. Sie muß ständig renoviert werden. Aber sie ist die beste Republik, die wir bis heute in unserer nicht immer glücklichen politischen Geschichte auf die Beine gebracht haben. Und diese Bundesrepublik haben die vielgescholtenen Parteien mitgeschaffen.

Und nun lese ich vom Herrn Bundespräsidenten, wie „machtversessen“ und „machtvergessen“ die Parteien sind. Ja, was denn? „Machtversessen auf den Wahlsieg und machtvergessen bei der Wahrnehmung der inhaltlichen und konzeptionellen politischen Führungsaufgabe.“

Verehrter Herr Bundespräsident, lesen Sie einmal dieses saloppe präsidiale Urteil durch die Brille eines Kommunalpolitikers in Kleinkrotzenburg, Großwallstadt, München, Berlin oder Dresden.

Während andere schon in Hausschuhen auf dem Sofa sitzen, von Bierflaschen umrahmt im Fernsehen Krimi, Fußball oder eine wie immer schöne Ansprache des Herrn Bundespräsidenten konsumieren, rackern sich diese „machtvergessenen“ und „machtversessenen“ Parteipolitiker in Ausschüssen, Kommissionen und Parlamentssitzungen ab und streiten um das Wohl des Volkes. Und ich will Ihnen gestehen, daß selbst ich mich ab und zu am Riemen meiner Machtversessenheit reißen muß, damit ich nicht meinem Hang zur Machtvergessenheit nachgebe, denn manchmal, mit Verlaub gesagt, habe ich die Schnauze von dem schönen Spiel der Macht voll. Pardon!

Über Geld und Korruption zerreißen sich viele das Maul — ich auch, besonders wenn es um Geld und Korruption der Parteien geht — ich auch! Vom Idealismus vieler Parteipolitiker reden jedoch wenige. Der Bundespräsident zu wenig. So viele Bundesverdienstkreuze hat die Republik gar nicht, wie Parteipolitiker aller Couleur in Sachen deutsche Einheit Tag und Nacht unterwegs waren. Übrigens viele auf eigene Rechnung!

Ja, es stimmt, sie wollen alle an die Macht, auch der Bundespräsident wollte in die Macht seines Amtes. Und obwohl er — nicht nur beschreibend — feststellt, „nicht aus dem politischen Parteilieben“ zu kommen, bediente er sich bei diesem ehrenwerten Ziel aller im „politischen Parteilieben“ etablierten Techniken des Machtkampfes. Ich finde darin kein Falsch.

Es ist gut, daß Parteien Platz machen für Seiteneinsteiger wie Richard von Weizsäcker. Ich wünsche mir in meiner Partei viel mehr Seiteneinsteiger von seiner Struktur. Aber in das Gefährt kann man auch

von der Seite nur einsteigen, weil es Parteipolitiker auf der bekannten Ochsentour weder „machtversessen“ noch „machtvergessen“ gezogen haben.

Der Bundespräsident spricht „von Tränen der Rührung“ und „Zornesadern“, die schwellen, als er über die politische Bewertung der Parteien durch die Bürger reflektiert. Mit Verlaub gesagt, das ist die Sprache vom hohen Roß. Ich wünsche mir den Herrn Bundespräsidenten lieber zu Fuß als Weggefährte der Parteien.

„Machtversessen“ und „machtvergessen“: Schönhuber haut mit der flachen Hand auf den Wirtshaustisch, daß die Biergläser scheppern, so gut findet er das. Sicher bin ich ungerecht. Und Richard von Weizsäcker wird meinen Zorn mit tausend Gegenzitaten leicht beruhigen. Ich gehöre zu den großen Bewunderern seiner präsidialen „Zwar-Aber-Rhetorik“. Sie ist zur Differenzierung fähiger als das markige „Entweder-Oder“, das unsere komplexe Gesellschaft nicht mehr zu beschreiben vermag. Aber manchmal nur, manchmal beschleicht mich der Verdacht, sie sei eine Art eingebauter Rückfallposition für den Fall des Widerspruchs.

Laßt uns streiten, es macht Spaß. Herzlich willkommen im Getümmel, Herr Bundespräsident.

Wollen wir nicht zusammen auch dem intellektuellen Dünkel wehren, der Politik nur als schmutziges Geschäft und garstig Lied beschreiben kann?

Die Verachtung der Politik hat in Deutschland eine angesehene Tradition. Sie hat nicht die demokratischen Tugenden gestärkt, sondern das spießbürgerliche „Meine Ruhe will ich haben“ abgeschirmt.

„Ich will nicht Politik, ich will Sachlichkeit, Ordnung und Anstand“: Man sieht geradezu das blasierte Gesicht des Bürgerohnes Thomas Mann, der von der Trivialität des politischen Kampfes angewidert war, als er die „Betrachtungen eines Unpolitischen“ im ersten Weltkrieg zu Papier brachte.

Auch Goethe und Schiller stehen in der langen Schlange intellektueller Politikverachtung. — „Wo das gelehrte“ Deutschland „beginnt, hört das politische auf“, meinte naserümpfend Schiller, und „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!“ stammt aus Goethes Auerbachs Keller.

Bleibt uns nur der Hinweis, daß Politik nicht nur Geschäft und nur Management ist, sondern verstrickt ist in die tragische Konstellation des Lebens. Wie war es, als nach einer Räumung besetzter Wohnungen der kleine Rattay unter die Räder eines Berliner Busses geriet und zu Tode geschleift wurde? Sind wir dem Triumphgeheul des „gesunden Volksempfindens“ entschieden entgegengetreten? Sie und ich und der ganze Senat von Berlin?

Nicht alles hängt allein vom Geist ab. Manchmal fehlt es nur am Mut, den Stimmen aus dem Orkus entgegenzutreten. Diesen Mut haben Sie freilich bei anderer Gelegenheit mehr als einmal bewiesen.

„Der Geist“, so empfiehlt Richard von Weizsäcker am Ende seines Buches, „sollte der ganzen Gesellschaft in der nötigen Weise im Nacken sitzen.“ Wo soll er sitzen? Das Bild stimmt mich lustig. Wieso? Hält sich der Geist womöglich an der Gurgel der Politik fest, damit er nicht abrutscht. Wie tröstlich, daß selbst Richard von Weizsäcker Bilder verrutschen. ■

Auszüge aus der Rede von Norbert Blüm zum § 218 am 25. Juni 1992

Es gab viel doppelte Moral. Die Mutter, die ihr Kind abtrieb, wurde mit Strafe des Rechtes bedacht. Die Mutter, die ihr uneheliches Kind austrug, wurde von der Gesellschaft verachtet. Das war eine doppelte Moral, die wir nicht hinnehmen können.

Der Mutter, die ihr Kind austrägt, muß geholfen werden.

Meine Damen und Herren, ich frage Sie: Selbstbestimmung der Frau kann doch nicht Alleinbestimmung sein? Jede Selbstbestimmung muß doch mit der Selbstbestimmung anderer abgewogen werden. Der Schwächste in diesem Abwägungsprozeß ist der Kleinste, der ungeborene Mensch. Wer verleiht ihm in dieser Debatte Stimme?

Auch er muß in diese Debatte eingebracht werden.

Ich melde mich hier zu Wort

— können wir uns nicht ganz in Ruhe zuhören? — weil ich meine, daß wir hier nicht nur über das Leben des noch nicht geborenen Kindes diskutieren, sondern auch über die Frage, ob wir alles dürfen, was wir können. Wir werden mehr können als je zuvor. Der Abstand zwischen Können und Dürfen wird größer werden. Wir werden den Homunkulus zum erstenmal herstellen können. Frösche können wir klonieren, warum — wenn wir alles dürfen, was wir können — nicht auch den Menschen?

Ich glaube, wir können uns vor diesen Zumutungen und Gefahren nur durch ein neues Tabu befreien: Durch das Tabu des Lebens. Wenn das Leben einmal befristet zur Disposition gestellt wird, gibt es kein Halten mehr.

Wenn es eine Frist am Beginn des Lebens gibt, warum nicht auch eine Frist beim verlöschenden Leben? Eine Notlage ist doch nicht vom Geburtsdatum abhängig. Es kann im Alter schwere Notlagen geben.

Deshalb plädiere ich für eine Verständigung über neue Tabus. Unsere Sittlichkeit ist nicht sehr stabil. Wir müssen sie auch durch das Recht stützen, wenn auch nicht deshalb, weil Recht schon Sittlichkeit wäre. Aber ich glaube schon, daß wir bei der Instabilität des Menschen das Recht brauchen, um uns vor dem Absturz in die Barbarei zu bewahren.

Ich stelle noch einmal die Frage: Dürfen wir alles, was wir können? — Ich antworte: Nein. Wir dürfen das Leben nicht manipulieren.

Wir liefern es sonst unseren Wünschen und Launen aus. Wir müssen den Menschen durch das Recht schützen. Ich selber war und bin der Meinung, daß sich der Staat nur im Konflikt Leben gegen Leben zurückziehen darf.

Nur kommt es nicht auf meine private Gesinnung an. In einer Verantwortungsethik muß man auch die Folgen mitbedenken. Einen solchen Standpunkt hier heute abend zu Protokoll zu geben, bewegt nichts. Es kommt darauf an, das Schlimmste zu verhindern. Nach meiner Güterabwägung ist das Schlimmste für mich eine befristete Freigabe des Lebens.